

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 161.

Posen, den 17. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

14. Fortsetzung.

(Nachdruck unterlagt.)

„Es war ein übler Fehler,“ stimmte er zu.

Irene hielt es nicht länger auf ihrem Stuhl. Sie wanderte im Zimmer auf und ab, die Nägel in die Handflächen gebrückt, die Augen flammensprühend.

„Mir zu sagen, daß er tot sei und ihn den Rest seines traurigen Lebens allein in der Fremde verbringen zu lassen. Glaubte man denn, daß mich das kalt lassen würde. Cecil,“ stieß sie hervor, während sie jählings vor ihm stehen blieb und ihre Augen in die seinen bohrte, „ich habe meinen Vater stets geliebt. Vielleicht glaubst du, ich war damals zu jung, um mich noch seiner erinnern zu können. Du irrst dich. Ich habe immer an ihn gedacht. Als ich älter wurde und man mir von seinem Vergehen erzählte, war ich tief betrübt, aber meiner Liebe zu ihm tat es keinen Abbruch. Und jetzt muß ich erfahren, die ganze Zeit über das Opfer einer feigen Lüge gewesen zu sein. Man ließ meinen armen Vater ohne einen Freund, der ihm beistand, das Gefängnis verlassen und zwang ihn, sobald wie möglich außer Landes zu gehen. Und ich, die ich eigentlich bei ihm sein mußte, habe davon nichts gewußt.“

„Du warst doch noch ein Kind, Irene. Zwölf Jahre sind darüber verstrichen.“

„Ein Kind!! Ich mag ein Kind gewesen sein, aber ich war damals alt genug, zu wissen, wo mein Platz war. Gott sei Dank, daß ich mit der Verwandtschaft und ihrer enggeistigen Auffassung von Ehre und Anstand Schluss gemacht habe.“

„Du bist ein wenig heftig.“

„Du begreifst es nicht,“ sagte sie mit geringschätzigem Blick. „Wie könntest du auch? Du bist von gleichem Schlage — kein Mann! Wie gut, daß meine Mutter aus dem Boske war. Ich hätte ein derartiges Leben des falschen Scheins mit einem steinernen Herzen und Milch und Wasser statt Blut in den Adern nicht ausgehalten. Von allem, was ich bisher vernommen habe, war dies wohl das größte und unverzeihlichste Verbrechen.“

„Es war nicht gerecht,“ räumte er ein. „Aber ich bin überzeugt, man wollte nur dein Bestes.“

Sie ließ sich mit einer verzweifelten Gebärde in einen Sessel fallen.

„Gehe lieber, Cecil. Wenn du noch länger so redest, werde ich dir eine Ohrfeige geben oder etwas an den Kopf werfen. Mein Bestes! Eine sehr faule Ausrede. Der arme, liebe Vater. Derartiges konnte man ihm antun.“

Sie barg ihr Antlitz ins Taschentuch und brach zum zweitenmal seit ihren Kinderjahren in heftiges Schluchzen aus. Davenant war so vernünftig, keinen Versuch des Tröstens zu unternehmen. Er lehnte sich vornüber und legte die Hand vor das Gesicht. Als Irene endlich

auffah, war sie etwas ruhiger, und der Ton ihrer Stimme klang nicht mehr so bitter.

„Jetzt möchte ich noch wissen, warum du dich veranlaßt fühlst, mir nach so langem Schweigen heute die Wahrheit zu sagen?“

„Weil du mir erzähltest, bei Scarlett Trent gewesen zu sein.“

„Was hat der mit unserer Angelegenheit zu tun?“

„Scarlett Trent war bei deinem Vater, als er starb. Sie waren auf einer Expedition im Urwald Afrikas — der gleichen Expedition, die zu Trents Vermögen den Grundstein legte.“

„Weiter, weiter!“ rief sie ungeduldig. „Erzähle alles, was du weißt. Es ist . . . es ist . . .“

„Es macht mich glücklich, dir dieses wenigstens erzählen zu können. Ich schätzte deinen Vater und begleitete ihn, als er England verließ, auch haben wir uns öfters geschrieben. Ich glaube, außer seinem Sachverwalter der einzige gewesen zu sein, der mit ihm korrespondierte. Er hat ein sehr abenteuerliches und, wie ich fürchte, nicht sehr glückliches Leben geführt. Seine Briefe waren nie sehr heiter, und er verspielte den größten Teil seines Einkommens. Ich mache ihm daraus keinen Vorwurf. Ein Mann bedarf eines Etwas, für das er verantwortlich ist, ihn auf dem rechten Wege zu halten. Und offen gestanden, ich glaube nicht, daß er auf dem rechten Wege blieb. Ich bin überzeugt, ich wäre auch den falschen Weg gegangen, hätte man mich so behandelt.“

„Er streifte durch die halbe Welt und kam schließlich an die Goldküste. Dort verlor ich ihn eine Zeitlang aus den Augen, und der Ton der wenigen Briefe, die er schrieb, klang bitterer und verzweifelter denn je. In seinem letzten Schreiben teilte er mir mit, er rüste mit einem Engländer eine Expedition nach dem Innern des Landes. Sie wollen versuchen, von einem Negerpotenten bestimmte Konzessionen zu bekommen, die ihnen das Recht gaben, eine reiche Goldgrube in der Nähe des Dorfes Bekwando auszubeuten.“

„Die große Bekwando-Gesellschaft,“ rief sie aus. „Für die jetzt Scarlett Trent ein Syndikat gebildet hat.“

Davenant nickte.

„Ja. Es war ein lebensgefährliches Unternehmen, denn die Neger dort sind noch wild und das Klima gefährlich. Doch war der Ton seines Briefes damals ziemlich zuversichtlich. Mit einem Kompagnon, der kräftig und energisch sei, hätte er zusammen Geschenke gekauft, die ihn seinen letzten Pfennig kosteten. Vielleicht sei es ein vergebliches Unternehmen, aber sollte es gelingen und er reich werden, werde er nach England zurückkehren, dich aufzusuchen. Er selbst sei so verändert, daß niemand ihn wiedererkennen würde.“

„Und weißt du bestimmt, daß Scarlett Trent sein Kompagnon war?“ sagte Irene langsam.

„Ganz bestimmt. Trents eigener Bericht in dem Prospekt der Gesellschaft stimmt völlig damit überein. Die Konzession wurde von dem König Bekwandos in dem gleichen Monat erteilt, in dem dein Vater mir schrieb.“

„Und welche Nachrichten hast du seitdem noch erhalten?“

„Nur diesen Brief — von einem Missionar der Baseler Missionsgesellschaft. Da ich solange nichts von ihm hörte, ließ ich Nachforschungen anstellen. Hier ist das Ergebnis.“

Sie nahm den ihr überreichten Brief und las ihn hastig durch:

Sehr geehrter Herr!

Infolge einer Anfrage über den Aufenthalt eines gewissen Herrn Richard Wendermot, die mir durch die Agenten des Herrn Castle übermittelt wurde, habe ich persönlich Buchomari aufgesucht, das Dorf, aus dem die letzten Nachrichten von ihm kamen. Es scheint, daß er im Februar 19... mit einem Engländer namens Trent eine Expedition unternahm, in der Absicht, von einem inländischen Fürsten Grundbesitz zu erwerben oder sich eine Konzession über die Ausbeutung von Goldgruben zu verschaffen. Die Expedition scheint gelungen zu sein, doch Trent kehrte allein zurück und gab an, sein Gefährte sei auf dem Rückwege vom Sumpffieber hinweggerafft worden. Ich bedaure sehr, Ihnen eine solch traurige und unvollständige Nachricht für Ihr reiches Geschenk an unsere Missionstasche senden zu müssen. Ich habe von allen Seiten Erkundigungen eingezogen, konnte aber nirgendwo etwas von Papieren oder sonstigem Eigentum entdecken. Herr Wendermot war hier in der Gegend allgemeyn unter dem Namen Monty bekannt.

Ihr ergebener Ch. Addison.

Irene las den Brief noch einmal aufmerksam durch, stand auf und steckte ihn in die Tasche, anstatt ihn Davewant zurückzugeben.

„Daß mich jetzt bitte allein, Cecil. Du darfst morgen um die gleiche Stunde wiederkommen. Ich möchte alles in Ruhe überlegen.“

Er ergriff seinen Hut. „Es gibt noch etwas,“ sagte er. „Der Brief enthielt noch eine kurze Mitteilung, die ich jedoch sofort nach der Lektüre auf seine Bitte hin verbrannt habe. Er schrieb mir, daß er stundenlang gezögert habe, mir die wenigen Zeilen zu schicken. Er appelliere an mein Ehrgefühl, sie sofort nach dem Lesen zu vernichten.“

„Und was schrieb er?“

„Er hielt es für seine Pflicht, mir mitzuteilen, daß über die Art, in der dein Vater seinen Tod gefunden habe, dunkle Gerüchte liefen. Trent hatte, wie es scheint, den Ruf eines gewissenlosen und unbarmherzigen Mannes, und infolge einer Klausel im Vertrage zog er aus dem Tode deines Vaters ungeheuren Nutzen. Es scheint nicht genügend Grund für das Gerede vorhanden zu sein, abgesehen davon, daß die Leiche nicht an der Stelle gefunden wurde, an der ihn Trent sterbend zurückgelassen haben wollte — und von dem Umstand, daß in jenen Gegenden ein Menschenleben nicht viel wert ist. Obwohl dein Vater von schwacher Gesundheit war, scheint sein Tod unter diesen Umständen doch Verdacht erregt zu haben. Hoffentlich habe ich nicht zuviel gesagt. Ich habe versucht, es dir genau so zu erzählen, wie es mir mitgeteilt wurde.“

„Ich danke dir,“ sagte Irene. „Ich glaube, daß ich alles gut verstanden habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Jahrmarktskind.

Von M. Schröder.

Jahrmarkt! Seligkeit für ein Kind! Was gibt es zu sehen, wieviele Möglichkeiten zur Freude! Auch das ärmste Kind erwartet zum Jahrmarkt eine Ueberraschung: es ist doch immer möglich, daß man Geld findet, daß man beschenkt wird, daß man sich etwas verdienen kann...

Die Vorfreude auf den Jahrmarkt vorgoldet die Wochen vorher und wird auch in das strenge Schulgebäude hineingetragen. — „Wo kommst du denn her?“ — „Ich? Ueberall! Zuletzt waren wir in Schönebod, jetzt sind wir hier. In vier Wochen arbeiten wir an der holländischen Grenze.“

„Was ist denn dein Vater?“

„Direktor. Wir haben ein großes Karussell mit elektrischem Betrieb. Mein großer Bruder ist schon Athlet und hat ein eigenes Unternehmen.“

„Da kannst du wohl jeden Tag Karussell fahren?“ fragt ein kleines Mädchen.

„Selbstverständlich. Aber ich mag gar nicht mehr. Ich kann mich alle umsonst fahren lassen auf unserem Karussell.“

Da drängen sie sich um ihn. „Nicht, nicht wahr, nicht läßt du.“

Er aber schiebt sie mit kräftigem Arm zurück. „Nur die, die mir gefallen. Wir müssen doch mit dem Karussell verdienen, müßt Ihr wissen...“

Da nicken alle ernsthaft. In einer Volksschule verstehen die jüngsten Kinder schon, was verdienen heißt. Nur ein Mädel fragt spöttlich:

„Wenn dein Vater ein Direktor ist, warum schickt er dich nicht auf eine hohe Schule?“

Er sieht sich nach ihr um. Es ist ein schlankes, blaßes Mädel mit Augen, blonden Böpfen. Weil sie so besonders ausieht, mag er sie gern leiden. Und er antwortet ihr:

„Wo ich soniel herumkomme, heute hier in der Schule, morgen dort, hat das nicht viel Zweck. Es ist auch nicht nötig. Geld verdienen ist das Wichtigste. Das lern' ich auf den Märkten.“

Sie sehen ihn alle bewundernd an, und er freut sich darüber. Altersgenossen! Sie sind ihm so fremd! Nur wenige Kinder sind bei dem fahrenden Volke, immer ist er mit Erwachsenen zusammen. Und sein ganzes Herz sehnt sich nach einem Freunde, nach einer Freundin.

Der Lehrer tritt ein. Der Neue, Heine Wehling, steht auf und zeigt sein Wanderbuch vor. Viele Stempel sind darin und viele Städte. Der Lehrer liest der Klasse daraus Namen vor, und die Kinder müssen die Orte auf der Landkarte auffuchen. Heine reckt sich in die Höhe, er ist stolz, daß er schon so weit herumgekommen ist. Er meldet sich und erzählt aus seinen Wanderfahrten. Neben kann er, das sieht der Lehrer. Die fremden Kinder bewundern ihn. Aber der Lehrer unterbricht ihn bald. Es ist Nachenstunde.

Heine hat Mühe zu folgen. Und bei alten Aufgaben geht sein Blick zu jener Blondin, Schlangen, ob auch sie sich selbst. Beigt sie vor ihm an, so schämt er sich. Schnell vergehen die Stunden den Kindern, das neue Erlebnis macht alles interessant.

In den Pausen ist Heine der Mittelpunkt. Alle wollen von ihm feste Versprechen auf eine Freifahrt. Doch er wehrt ab.

„Vielleicht morgen. Kommt nur alle heute auf den Jahrmarkt. Wir sind ja drei Tage hier.“ Sie war nicht dabei. Gerda Sander, so heißt die mit der blonden Böpfen, hat ihn nicht um eine Freifahrt gebeten. Und ihr hätte er sie gewährt.

Am anderen Tage tritt er an sie heran. „Du warst gestern nicht auf dem Markte.“ Es klingt vorwurfsvoll.

„Meine Mutter läßt mich nicht allein gehen, und sie hat keine Zeit“ erklärt sie.

„Komme doch heute, Gerda. Ich lasse dich auch frei auf unserem Karussell fahren, so oft du willst.“

Ihre braunen Augen leuchten. Das wäre eine Freude für sie! Aber sie antwortet schau: „Vielleicht...“

Am Nachmittag wartet Heine auf sie. Er hat immer am Karussell zu tun. Die Kleinen hebt er auf die Pferde, setzt sie in die kleinen Wagen und vertreibt die frechen Bengel von den Messingtangen. Wenn er auch klein ist, er ist stark und geübt in seiner Aufgabe. Aber Gerda, nach der er trotz allem auspäht, kommt nicht.

Der Abend kommt, und das Karussellpublikum wechselt, an Stelle der Kinder sitzen jetzt junge Burschen mit ihren Viebchen auf den Holzstieren. Heine sitzt im grünen Wagen und soll sich ins Bett legen. Die quetschende Musik stört ihn nicht, nur die Enttäuschung läßt ihn nicht schlafen. Warum ist seine blonde Freundin nicht gekommen?

Und sein dritter Schultag, sein letzter hier am Ort beginnt. Heines Neben überhören die ganze Kinderchar und sind doch nur an die Gine, die Heine gerichtet. Er erzählt Wahrheit und Dichtung durcheinander, redet von einem großen Kasten mit mit Gold, der im grünen Wagen steht, vor einem Spiegel, der von der Erde bis an die Dede reicht, und die Kinder hören ihm bewundernd zu... Das Karussell war auch zu schön, und manchen von ihnen hat er einmal frei fahren lassen.

Als die Kinder nach der Schule auseinandergehen und ein ganzer Schwarm ihm das Geleit gibt, wendet er sich an Gerda: „Kommst du heute?“ Es liegt Angst vor der Enttäuschung in seiner Frage.

„Ich möchte ja so gerne auf den Markt kommen, aber ob meine Mutter...“

„Du kannst ganz umsonst fahren, Gerda. Ich zeige dir auch unteren Wagen, und was du sonst sehen willst. Komm doch!“

„Vielleicht.“

„Willst du es mir nicht versprechen?“

„Ja, ich komme, Heino.“
 Und glücklich läuft er heim. Sie wird kommen, sie wird auf seinem Karussell fahren. Darüber freut er sich. Er denkt nicht daran, daß er sie zum letzten Male sieht, daß er morgen mit den Eltern die Stadt verläßt.
 Und gegen fünf Uhr, als Heino schon vor Ungeduld schier verzappelt, sieht er sie mit der Mutter, der sie so ähnlich sieht, über den freien Platz kommen. Da läuft er von seinem Posten, ihr entgegen. Zutraulich faßt er ihre Hand, lächelt sie an und zieht Tochter und Mutter zum Karussell.
 Gerda steigt auf ein Pferd, setzt sich zurecht und lächelt Heino an. Er aber reicht ihr die Freikarte. Doch sie schüttelt den Kopf, daß die langen Böpfe fliegen, sie bezahlt ihre Fahrt selbst und gibt Helmos Mutter, welche die Kassiererin macht, ihren Fünfer.
 Die Musik beginnt, und die runde Scheibe mit ihren Tieren darauf kreist. Heino sind die Arme zur Seite gesunken, er starrt und starrt und sieht doch nichts.
 Sie hat seine Freikarte nicht genommen!
 Er steht noch immer, als die Fahrt längst beendet ist und Gerda das Karussell verläßt. Sie winkt ihm mit der Hand, doch er steht es gar nicht.
 Traurig verrichtet er weiter seinen Dienst, traurig legt er sich abends auf sein Lager. Dann erlöst ihn ein Weinen.
 Jahrmarktständer sind einsam! Sie haben keinen Freund und keine Freundin . . .

Dummheiten der Woche.

Aleine Bilder aus der großen Welt.

Moderne Architektur.

Nur nicht so laut, in Hamburg wird gebaut. Weil alles in einem Verein zusammengefaßt sein muß, haben sich die „Ehemaligen Kriegsgefangenen“ in Hamburg zu einer Gesellschaft zusammengetan, und bauen sich einen Haufen Häuser draußen vor der Stadt. Anscheinend um das Bezichen dieser Wohnungen schmachtet man, versandte man einen Prospekt, der diese Worte enthielt:

„Alle Wohnungen erhalten eine nach hinten herausgebaute Loggia und Badeeinrichtung, die im Klostert untergebracht wird.“

Nehmen wir an, daß weder die Badeeinrichtung nach hinten herausgebaut wird, noch daß man die Loggia im Klostert unterbringt, so dürfte dieses doch immer noch zu klein sein für die Aufnahme für die Aufnahme einer Wanne, es sei denn, daß sich in Hamburg nur die Bahys baden.

Ausgewachsene Böde.

Tolle Zustände scheinen in Spremberg zu herrschen, wo antlich folgendes bekanntgegeben wird:

Gemäß § 5 der Polizeiverordnung, betreffend Führung der Ziegenböde, wird nachstehend das Verzeichnis der von der Kommission angeforderten Ziegenböde bekanntgegeben:

1. Franz Mojas, Schleifische Straße 1,
2. Wilhelm Handrid, Kochsdorfer Weg 8,
3. Wilhelm Schnelle, Caudorf,
4. Christiane Kolhrid, Graustein.

Wer einen anderen als die vorstehend aufgeführten Böde zum Dedon von Ziege verwendet, wird in jedem Einzelfalle bestraft.

Wenn es auch schon nicht nett ist, bekanntzugeben, daß die drei Herren Böde geschossen haben und diese anscheinend zum Dedon von Ziegen verwenden, so ist völlig unerlässlich, wie man noch eine Dame in diese Gesellschaft einbeziehen konnte.

Ein fabelhafter Kerl.

Die Leute überbieten sich heute in einer Weise, man soll es gar nicht glauben, und leisten dabei einfach Erstaunliches, wie eine Annonce aus dem „Berliner Tageblatt“ beweist:

„Verkauf nach Holland!“

Holländer, der sich monatlich je drei Wochen in Deutschland und Holland aufhält, sucht Vertretungen . . . Hervorragender Verkäufer, weshalb die Branche egal ist.“

Das kann ich mir denken, daß dem die Branche egal ist, wenn er jeden Monat sechs Wochen lang verkaufen kann. Um solche Leute werden sich die Firmen reißen, wobei auch die Branche egal ist.

Gelernt ist gelernt.

Max Ballenberg spricht seine eigene Sprache, sein Sprächlein, sein Sprüchlein, sein Sprüchdelchen . . . Und wer keinen Witz besitzt, aber doch wichtig erscheinen möchte, der macht Ballenberg nach — das wirkt immer. Neulich gab ein reicher Mann in Berlin eine Abendgesellschaft und veranstaltete ein Wettsprechen zwischen allen Ballenberg-Imitatoren. Acht Herren gingen hinaus, zogen Masken über, kamen wieder herein, sprachen los, einer nach dem andern. Eine Jury lachte sich halb tot und verteilte dann die Preise. Den ersten bekam Herr Lehmann, den zweiten Herr Meyer, den dritten Herr Schulz.

„Und ich bekomme kein Preischen?“ fragt Nummer acht.
 Er nimmt die Maske ab. Wer ist es? Ballenberg!

Nun stanken die Gassen und Giebel in das Grau der Dämmerung, langsam und zögernd, als ob dieser Abschied von Tag und Sonne für immer und schmerzlich sei. Und an den Ecken signalisieren Laternen die Stunde des Abends. Plötzlich blitzen sie auf, flimmern und dehnen ihr gelbliches Licht in das letzte Hell des Tages. Ein Hund schlägt an, bellt, heult und tobt, begrüßt die Nacht. In dem Dach, dem immerfort rauschenden, fallen die Lichtscheine, sie spielen, schaukeln auf den Wässern und tänzeln über den Strubeln. Aus den Fenstern fällt Licht, erst hier und dort, dann nicht mehr vereinzelt, und bald glänzen die Fenster in den Gassen wie glühende Quadrate, feierliche Fahnen. Aus ihrer Höhe musizieren die Glocken der Kirche ihr Lied des Abends. Hart ist ihr Ton und schwer, alles berührend, jeden Stein und jeden Haalm, alles erzittern lassend, gleichsam versuchend Löns zu loden aus allen Dingen für ihren Gesang. Aber nach dem Verklingen ihrer letzten Akkorde wird die Stille tief und tiefer über Dächer und Gärten. Selbst das Gemurmel des Baches, sonst überdröndend, scheint schweigsam, scheint fern. Und ein neuer Ton hebt an: das Summen der Telegraphendrähte, oder es ist die Musik der Stille, dieses Singen tief im Ohr, das durch die Luft zu streichen scheint? Feierlich ist die Stunde, feierlich ist das Einandergreifen von Tönen der Farbe und des Klanges. Schwer ist die Luft vom Geruch der sommerlichen Reife, schwer wie die Erde am Rande des Weges.

Vor ihren Häusern hocken die Menschen auf Treppentufen und reden über Ereignisse, über Ernte und Vieh, reden den Reinen Matsch ihrer Reinen Welt und sind begeistert. Hinter Labkrauch ist glücklich der alte Mann im Rahmen des Fensters. Im Lampenlicht bei ihrem Stricktrumpf lehnt eine Frau, die Brille knapp über der Nasenspitze. Und oben über die Brücke tänzelt die lustige Reihe der Dorftröchter. Sie durchlaufen Arm in Arm das ganze Dorf, vorbei an den Burschen, die von ihren Gartenzäunen herab derbe Komplimente machen. Sie haben ihr Gaudi beim Diskutieren mit diesen Schönen. Keine ist mundfaul. Und keiner will das letzte Wort geredet haben.

Ein Sonderling schleicht seinen Weg zur Kneipe: der alte Anecht Jakob, genannt Jobber. Er ist weise, obwohl er nicht weiß, wie alt er ist. Die Kneipe hat einen seltsamen Namen: Zum letzten Pfennig. Vielleicht heißt sie so, weil der Landwein so gut ist, daß der letzte Pfennig am besten in dieser Kneipe angelegt wird, vielleicht auch, weil Jobber allabendlich seine letzten Pfennige für seinen Schnaps zum Wirt bringt. Hinter dem Hause rollen bis tief in die Nacht die Kegelkugeln, wie ein Gewitter ist ihr Radau, und je Mufe der Spieler sind Flüche, ob ihr Treffen gut oder schlecht. Manchmal ist ein Fest beim Pfennigwirt, zur Schlachtzeit oder nach der Ernte. Dann poltern die Tanzschritte auf den Dielen des Gastzimmers, schleifen Walzer Schritte auf dem geglätteten Holz. Ein Inbalidenorchester streicht Violine und Contrabaß, pufet in die Trompete. Es geht hoch her, bei Wein, Bier und Schnaps. Die jungen Burschen erleben den ersten Mauseß mit üblen Folgen. Und manchem schlägt das verliebte Herz gegen die feierliche Hemdbrust.

Aber es ist nicht jeder Abend ein Abend des Festes. Meist ist nach friedlichem Gespräch, nach dem Geländel der Jugend, der Tag schon früh seinem Ende genahet. Dann liegen die Gassen friedlich und still. Vereinzelt glänzen Laternen an den Ecken, vereinzelt Feldlichter aus Fenstern. Vielleicht geht ein Fremder durchs Dorf nach seinem Ziel. Hunde schlagen an in jedem Hof, bellen ihm nach auf seinem Weg durch die Gassen. Ein Hahn schreit mitten in der Nacht. Friedlich schwebt der Mond am Himmel und die Sternbilder glitzern silbern über dem Dorf . . .

Einer schleicht durch die Gassen, schreckt die Hunde auf. Er ist nicht sicher auf den Beinen und sucht an jeder Ecke nach der Richtung seines Weges. In seinen verwahrlosten Bart murmelt er unverständliche Worte. Und er kehrt ein in eine ärmliche Scheune, am Rande des Dorfes. Er schlägt das Tor hinter sich mit großem Radau, murmelt etwas, das ein Fluch sein kann oder ein Gebet um den letzten Pfennig für den Schnaps des nächsten Abends.

Leonhard Schüler.

Ein Mann, der für uns denken will . . .

Ein neuer Beruf: Kartothek! Es ist eine ganz aussichtsreiche Sache. Der Mann, der auf den Gedanken gekommen ist, für uns zu denken, wird nach ein paar Jahren Millionen verdient haben. In Dollar sogar, denn der Mann, der diesen glücklichen Gedanken hatte, empfiehlt sich in Neuport. Als Kartothek also! Er will für uns denken. An gewisse Dinge, die wir gewöhnlich vergessen oder die uns immer zu spät einfallen. Der Geburtstag der Gemahlin zum Beispiel. Der Jahrestag der Hochzeit. Oder gar den Namenstag des Erbottels, der Erbtaube. Wieviele Dinge gibt es da noch, an die man denken sollte, und die wir stets vergessen. Gerade Geburtstage. Sogar den eigenen.

Der Mann in Neuport also hat jetzt ein Unternehmen eröffnet, das uns die Sorge für solche Dinge abnimmt. Er führt für seine Abonnenten eine Kartothek, für die die erforderlichen Daten ein für allemal angegeben werden, und erinnert stets jeweils drei Tage und einen Tag vor dem Termin an das bevorstehende Ereignis. Wenn Sie im Gegenseitig der Konferenzen, der Besuche und Einkäufe, manchmal auch der abendlichen ausgedehnten Sitzungen, den Geburtstag Ihrer Frau vergessen haben sollten,

der Mann mit der Kartoffel denkt für Sie, drei Tage vor dem gnadenreichen Tag ruft er Ihnen wie die Posaune von Jericho zu: „Kaufen Sie einen Blumenstrauß und bestellen Sie ein neues Halsband! Ihre Frau hat Geburtstag!“ Und dann kommen Sie würdevoll, im Bewußtsein, ein gütlicher Gatte zu sein, zu Ihrer Frau und drück: ihr einen Kuß auf die Stirn: „Sieh, Geliebte, wie ich an dich denke!“

Das Unternehmen beschränkt sich indessen nicht nur auf Geburtstag und Familienfestlichkeiten, sondern übernimmt in die Abonnementleistung auch Steuertermine und Wechselverbindlichkeiten. Unangenehme Dinge also, die man nur zu gern los wird. Man wirft von nun an seine Sorgen einfach auf den Mann mit der Kartoffel, auf den Mann, der für uns denken will. Wie ruhig gestaltet sich dann unser Leben, alles klappt, die Gemahlin bekommt ihren Blumenstrauß, das Finanzamt die Steuerklärung, wir brauchen uns um solche Dinge nicht mehr zu kümmern und steigen wie Phönix aus der Asche, neugeboren.

Die Venus und der Papst.

Als Monsignore Pecci, der spätere Papst Leo XIII., Nuntius in Brüssel war, bewährte er seine überlegene Schlagfertigkeit durch eine feine Abspür, die er einigen jungen Diplomaten erteilte, welche sich vorgenommen hatten, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Man sah angenehm plaudernd an einem großen runden Tisch, als Peccis Nachbar zur Rechten ein silbernes Zigarettenstirn hervorholte, auf dem eine moderne Venus au naturel gar verführerisch in Email dargestellt war. Der versängliche Gegenstand wanderte rechts herum um den Tisch, und es entstand eine leicht schmunzelnde Spannung, wie sich wohl der Priester, vom Anblick des Corpus delictum überrascht, verhalten würde.

Als dem Monsignore Pecci endlich als Bestem von seinem Nachbar zur Linken das Ei überreicht wurde, betrachtete er es mit der höflichsten Aufmerksamkeit ganz unbefangen, gab es dem Eigentümer mit einem unbeschreiblichen Lächeln verbindlich zurück und sagte: „Mein Kompliment! Zweifellos das Porträt Ihrer Frau Gemahlin!“

Zwischen Sonne und Regen . . .

Der diesjährige Sommer ist ein Kreuzworträtsel, eine Preisfrage. Vielleicht ein Aprilscherz! Ist dieser Sommer denn nun tatsächlich ein Sommer oder ein mastierter Herbst, eine Kombination zwischen Aprilregen und Oktobersonne? Wir spüren nur, daß es wärmer geworden ist. Gott sei Dank, so ist es doch etwas sommerlich! Aber die Wolken am Himmel, der ewige Regen! Er hört nimmer auf — so lauten die Weissagungen der Meteorologen. Es scheint, daß wir einen zwar warmen, aber feuchten Sommer bekommen werden.

Vom mittleren nordatlantischen Ozean bis zum mittleren Nordrußland zieht sich ein ausgedehntes Tiefdruckgebiet entlang, dessen zahlreiche Kerne hintereinander über Deutschland hinwegwandern. Dazu liegen wir im Bereich eines breiten südwestlichen Luftstromes, der eine tüchtige Portion Feuchtigkeit mit sich führt. Wir haben in diesem Jahre selten mit Südwinden zu tun gehabt. Dafür wenden sich jetzt auch die kalten nördlichen und östlichen Luftströmungen, von denen wir ununterbrochen heimgejagt werden, böllig von uns ab. Leider sind es jedoch nicht nur Südwinde, die Deutschland so plötzlich überrascht haben, sie werden von heftigen Westströmungen begleitet, die die Meeressfeuchtigkeit in Form von Regengüssen über uns ausschütten.

Der Sommer wird wankelmütig sein. Ein Sommer zwischen Sonne und Regen! Stundenlang wird es regnen, Tage und Tage, dann wird sich der Himmel wieder von seiner anderen Seite zeigen, blaue Unendlichkeit, sonnige Strahlen, Tage und Tage, es wird schönster Sommer sein — und über Nacht, wenn wir nach einem schönen Tage wieder aufwachen, wird es wieder regnen, ununterbrochen, Tage und Tage.

Nur die hohen Temperaturen dürften stabil bleiben, und auch die Nächte werden warm bleiben. Ein kleiner Trost. Ein kleiner Grund, um nicht zu verzweifeln. Es ist doch Sommer! Man wird auch dieser feuchtwarmen Periode Neze abgewinnen können! Es kommt alles auf den Standpunkt an. Mit dem neuen Sommerhut ohne Regenschirm — oder hinter der regendünen Fensterscheibe mit einem guten Buch. Sommerfreuden! Sommerleiden!

Aus aller Welt.

Ein seltsamer Fall von Hellschen. Wieder hat sich ein eigenartiger Fall von Hellschen ereignet. In Passau entstellte ein vierzehnjähriges Medium das Geheimnis eines Mordes. Das Mädchen lag krank im Bett. Eines Nachts fuhr es mit allen Zeichen der Angst im Fiebertraum auf und stammelte wirre Sätze, wie von einem schrecklichen Anblick bedrückt. Der herbeieilende Vater hörte das Kind von einem „Manne mit einem kurzen Fuß“ flüstern und von zwei Handwerksburschen, die auf einer einsamen Brücke auf den Mann lauerten. Die Eltern legten diesem Vorfalle weiter keine Bedeutung bei, da sie ihn als eine Fiebererscheinung betrachteten. In der folgenden Nacht aber wurde das Kind wieder sehr unruhig und, das Gesicht bedeckend, rief es mit vor Entsetzen bebender Stimme: „Vater, Vater, jetzt morden sie ihn! Jetzt werfen sie ihn über die Brücke!“ Nach diesem Ausruf versank das

Mädchen in Schlaf, aus dem es erst nach vielen Stunden erwachte. Am anderen Tage aber wurde tatsächlich die Leiche eines Viehhändlers an der von dem Kinde in der Nacht bezeichneten Stelle gefunden. Er hatte einen kurzen Fuß! Die Polizei, von dem Vater des Mädchens benachrichtigt, suchte von dem Kinde noch weitere Aufklärung zu erhalten, aber es setzte allen Bemühungen beharrliches Schweigen entgegen. Es ist aufsehend noch sehr erschütternd. Jedenfalls handelt es sich hier um einen unerklärlichen Fall von Hellschen, mit dem sich die Wissenschaft noch beschäftigen wird. Die Polizei hat die Verfolgung der mutmaßlichen Täter sofort aufgenommen. Eine Spur weist auf zwei arbeitslose Handwerksburschen die in Oberzell an der bayerischen Grenze einzeln Kahn gefaßt haben, mit dem sie donauaufwärts gefahren sind. Die Verhaftung der Täter deckt sich genau mit den Angaben des hellsichtigen Mädchens über die beiden Männer, die „an der Brücke auf den Mann mit dem kurzen Fuß lauerten . . .“

Der Roman auf der Hemdbrust. Ein amerikanischer Wäsche-fabrikant hat scheinbar aus „Liebe zur Literatur“ der Welt ein Vorhemd besorgt, das aus sieben aufeinandergelegten seidenartigen Blättern Papier besteht. Die Vorderseite des Plattes dient zwar als Hemdbrust, die Rückseite aber ist mit einer — Erzählung bedruckt. Alle sieben Blätter sind numeriert, genau wie ein Zeitungsroman. Wer zwei Vorhemden auf einmal kauft, kommt in den Besitz eines ganzen Romans, denn jede Vorhemdenzerzählung ist in vierzehn Lieferungen zerlegt. Die Vorteile dieser neuen Hemden liegen klar auf der Hand. In dieser Neuerung verdient der Wäsche-fabrikant, der Schriftsteller und der Käufer. Die Literatur wird gehoben. Das Bedürfnis nach guten Erzählungen ist jetzt gleichbedeutend mit einem Reinlichkeitsbedürfnis. Anstatt jede Woche eine neue Hemdbrust anzulegen, reißt der glückliche Besitzer einer solchen Hemdbrust einfach das oberste Blatt ab und zeigt sofort der Welt eine neue blütenweiße Hemdbrust, die zugleich die Fortsetzung eines spannenden Romans ist. Je spannender der Roman, desto größer wird das Reinlichkeitsbedürfnis der Vorhemden-träger. Diese Spekulation des amerikanischen Wäsche-fabrikanten ist in der Tat geminnverheißend. Der Mann verdient ein Denkmal.

Die Linde in deutschen Ortsnamen. Dieser Baum, der so sehr mit dem deutschen Volksleben, mit deutschen Sagen und Legenden verwoben ist, hat auch den Namen für Hunderte deutscher Orte hergeben müssen. Am häufigsten unter allen den Orten, die ihren Namen von der Linde haben, ist wohl der Ortsname Linde, der ziemlich ein halbes hundert Mal vertreten ist. Auch Linde, Lindau, Lindenau und Lindenberg sind noch oft anzutreffen, ebenso Lind, Lindach und Lindenthal. Dreimal und öfter heißen Orte Lindbusch, Lindendorf, Lindenhof und Lindewald. Daneben gibt es noch Lindebrunn, Lindberg, Lindbergmühle, Linddorf, Lindegg, Lindbach, Lindenbaum, Lindenburg, Lindenfels, Lindhardt, Lindenhain, Lindenhagen und Lindenhof, Lindenhof, Lindenhof, Lindenkreuz und Lindenkrug, Lindenmoundorf, Lindenscheidt, Lindenstadt, Lindenstruth, Lindenwalde, Lindenwerder, Linderoode, Lindenwiese, Lindflur, Lindforst, Lindgraben, Lindheim, Lindholm und Lindholmen, Lindhorst und Lindow.

Eine Brücke über den Hafen von Newyork. Ein phantastisches Projekt beschäftigt gegenwärtig amerikanische Industrielle und Ingenieure. Sie wollen eine Brücke zwischen zwei Teilen von Groß-Newyork errichten, zwischen Vrooklyn und Staten-Island. Man kann einen Begriff von der Kühnheit und Vermessenheit des Projekts erhalten, wenn man hört, daß die Brücke 1350 Meter lang werden soll, daß sie als Hängebrücke mit einem einzigen Bogen gedacht ist, und daß sie sich siebzig Meter über dem Wasser erheben soll. Die Brücke soll 180 Millionen Mark kosten, und würde natürlich die größte Brücke der Welt darstellen.

Fröhliche Ecke.

Arbeitsteilung. Der junge Schriftsteller war mit seinem Bos ganz zufrieden.

„Weißt du,“ sagte er zu seinem Freund, dem Maler, „ich fabriziere immer Witze, und meine Frau macht die Bilder dazu.“

„Da hast du's gut,“ seufzt der Maler, „bei mir ist's nämlich gerade umgekehrt: ich male Bilder, und meine Frau macht darüber Witze!“

Höflichkeit. Karlchen ist ein artiges Kind. Sein Vater lehrte ihn gute Sitte, wie z. B. wenn er, Karlchen, in der Bahn führe und eine Dame neben ihm stände, müsse er aufstehen und der Dame seinen Platz anbieten. Eines Tages, als Karlchen in einem überfüllten Wagen fuhr, mußte er wegen Platzmangels auf dem Schoß seines Vaters sitzen. Als nun nachher eine Dame einstieg und neben dem Kinde stehen blieb, erhob sich Karlchen höflich und sagte zu der Dame, mit der Hand auf den Schoß seines Vaters zeigend: „Bitte, nehmen Sie Platz!“

Erziehung. Heinz soll lernen „Bitte“ zu sagen. „Mutti, gib mich en Appel,“ sagt Heinz. „Und was noch?“ fragt streng die Mama. „ne Birne meinelwegen auch noch.“

Aus einem Liebesbrief. „ . . . Für die Wurst, die du mir geschickt hast, sage ich dir meinen besten Dank. Zu meiner großen Freude stand unter dem Roman, worin du dieselbe eingepackt hattest, „Fortsetzung folgt“. In dieser Öffnung verbleibe ich dir dein treuer Wag.“